

Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Warona.

18. Fortsetzung.

Doktor Jenßen war im ersten Augenblick auch ein wenig befangen. Henning hatte ihn mitleidig angeschaut, Er hatte gar nicht anders können, als mit dem jungen Mann mitzugehen. Über nun sah er hier, die Gläser waren gefüllt, die Lampe erleuchtete nur einen Teil der behaglichen Tischrunde. Nachfallter und Motten schwärmten um die helle Flamme. Von unten rauschte das Wehr, und langsam klagte der Mond über der Wiefe herauf, und sein Strahl glitzerte auf dem jetzt so einsamen Wasser.

„Und nun Giffes Brief!“
Doktor Jenßen zuckte zusammen; aber dann sagte er sich und dachte: „Vielleicht ist es das Beste, wenn ich lerne, ohne Erregung von ihr sprechen zu hören.“

Und Henning las:
„Lieber Henning! Du hast recht, wenn du dich beklagst, daß du so lange keinen Brief von mir bekommen hast. Ich war so sehr von meiner Arbeit in Anspruch genommen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Nun bin ich hier in Berlin mit dem Gesangsstudium fertig. Professor Hansen erlaubt mich, nur kann er mich noch nicht gleich, wie er hoffte, in ein großes Engagement bringen. Ich soll erst einmal den Sommer über auf einer Sommerbühne ein Engagement bestehen, um praktisch zu lernen, ich muß noch gemeldet und freier im Spiel werden, und das lernt sich nur in kleineren Rollen. Wahrscheinlich komme ich nach D. . . .“

Dieser Bericht fühlte sich mit etwas Angst entgegen, doch Professor Hansen sagte, es müßte sein. Ich muß mich also davor finden und mir so viel wie möglich Mühe geben, damit diese Zeit nicht zu lange dauert. Ach, Henning, so rasch, wie man glaubt, geht der Flug zur Höhe doch nicht! Hier unterbrach der Vorleser und sagte lachend: „Ich hoffe, daß mein Flug zur Höhe rascher geht!“

„Wie meinst du das?“ fragte Bruno.
„Ich habe mich entschlossen, Luftschiffer zu werden, oder genauer gesagt, Luftschiffe zu bauen. Mich hat der Flug zur Höhe schon immer ebenso gelockt, wie es Giffes Locke. Wenn wir nur nicht beide mal herumwurzeln!“

„Hier unterbrach der Vorleser und sagte lachend: „Ich hoffe, daß mein Flug zur Höhe rascher geht!“
„Wie meinst du das?“ fragte Bruno.
„Ich habe mich entschlossen, Luftschiffer zu werden, oder genauer gesagt, Luftschiffe zu bauen. Mich hat der Flug zur Höhe schon immer ebenso gelockt, wie es Giffes Locke. Wenn wir nur nicht beide mal herumwurzeln!“

„Hier unterbrach der Vorleser und sagte lachend: „Ich hoffe, daß mein Flug zur Höhe rascher geht!“
„Wie meinst du das?“ fragte Bruno.
„Ich habe mich entschlossen, Luftschiffer zu werden, oder genauer gesagt, Luftschiffe zu bauen. Mich hat der Flug zur Höhe schon immer ebenso gelockt, wie es Giffes Locke. Wenn wir nur nicht beide mal herumwurzeln!“

„Sie so gern! Er mußte immer die ersten Kräuter haben, die im Frühling unter der breiten Buche im Park wuchsen.“

Jetzt sah sie hier bei der Maibowle, und die Schwester fehlte! Eigentlich hatten sie stets zwei Paare geblüht. Eberhard und Alara, Giffes und er! Trübselig war noch zu klein. Die gehörte allen, das Hätscherle, das Reihütchen! Und die älteren wieder waren schon aus dem Hause, als er heranwuchs. Ihn überkam eine seltsam träumerische Stimmung. Er blinke den Rauchwölkchen seiner Zigarette nach, wie sie langsam über die Brustung hinauszogen. Ganz frei war auch sein Gewissen nicht! Er hatte schon wieder Schulden! Aber, die konnten bleiben, bis er mit dem Studium fertig war. Der Dumme war's doch, nicht er, nie ausgenommen konnte!

„Jeder hing seinen Gedanken nach. Da klopfte Bruno an sein Glas. Es klang lebhaft und lustig, und mit feisler Stimme begann er:
„Auf, füllt die Gläser, der Mai ist da,
Stolz jagt er ein in die Lände,
Auf, füllt die Gläser, der Lenz ist da,
Er sprengt der Erde Bande.“

So hart war der Winter, so rauh und lang,
Der Lenz bräutet all seine Gaben,
Er machte dem bösen Winter nicht böse,
Doch wollt er die Herrschaft haben.
Wir Jungen freuten des Winters uns frei,
Wir redeten froh um die Wette,
Die Alten klagen, wie lang er sei,
Da trieb er gar manchen in's Bette.
Doch ob wir dem Winter auch niemals gram,
Der uns feste brachte und Längte,
Wir jubeln dem Mai doch, der jetzt kam,
Und tönden dem Hören nun Kränge.
Wir sind von dem Leben noch Glück gewohnt,
Und suchen uns überall Freunden.
Doch schöner ist nichts als der Wonnemond,
Nichts süßer als Lenzluft und Freuden!

„Stoht an drum alle und jubelt frei,
Ein Hoch der Maikant, ein Hoch dem Mai!“
Die Gläser klangen aneinander. Gertrud war jetzt endlich auch aus ihrem Schmollwinkel gekommen und stieß wie die andern mit Doktor Jenßen an. Die Geschlechter lachten und die Augen glänzten. Ja, Mai! Hier fand sich Lenz und Jugend!

„Ederzende Worte und Rederei gingen noch eine ganze Weile hin und her. Die Geister des Weins hatten die Jungen gelöst. Auch Doktor Jenßen wurde munter und lebhaft. Und als jemand meinte: „Wenn wir nur vergessen wollen, das dies hier unter professorischer, der Arbeit gewidmeter Kanal ist, so können wir den denken, dort unten fließt der Rhein oder die Weser. Und das Wehr rauschte dazu. Eigentlich mühten wir jetzt die Lorelei singen. Dann ist die Stimmung erst, wie sie beim Deutschen sein muß, wenn er Maibowle trinkt.“

Statt dessen inlionierte Doktor Jenßen mit schmerzlicher, weicher Variation das alte Lied von der Weser: „Hier hab' ich so manches liebe Mal mit meiner Loue gefessen.“

Und unten rauschte das ferne Wehr, wie es im Liede heißt. Und in den letzten Worten:
„Hast wohl,
Ihr Träume der Liebe“
Hing alles aus, was ihn heute oben bewegte und mit dem er nun für immer abschießen wollte.

Niels war in ihrer Jugend nicht gerade ein Engel gewesen. Sie war auch nicht eine verträglichere Natur. Mit den anderen Mädchen des Brauchmannschen Hauses lag sie oft im Banne. Das waren ihre Fehler. Dagegen aber mochten ihre guten Seiten doch sehr schwer: ihre unbestechliche Treue und Anhänglichkeit an die Familie Brauchmann, ihr Fleiß und ihr Eifer, ihre Unermüdblichkeit im Dienst. Darum hatte sie auch so lange auf einer Stelle ausgehalten. Und diesen, in heutiger Zeit seltenen Fall hatte der väterländische Frauenverein mit einer Probe und einem hübschen Erinnerungsblatt geehrt, das unter Glas und Rahmen in Nieves Stube hing.

„Jetzt war die Alte Giffes nachgefolgt. Sie tuzer Zeit fühlte sie für mit gewohnter Pflichttreue den kleinen Haushalt. Besonders für die weiblichen Bedürfnisse sorgte sie, wie immer, tadellos.“

„Früher hatte sie es verstanden, auch für ein bedrücktes Gemüt mit ihrem herben Humor zur rechten Zeit ein aufheitendes Wortchen bei der Hand zu haben. Das fehlte Giffes jetzt sehr. Nieves schien ihr bedrückt zu sein. Sie war still, und wenn Giffes ihre alte Nieves nicht so genau gekannt hätte, so würde sie gesagt haben, sie sei launisch.“

„(Fortsetzung folgt.)“

Der Baumstumpf.

Chase von Bernhard Hemes.
Hier stehen bleiben können! dachte der Mann am Waldsaum, als er nach dem Dorfe hinunter sah, das in grauen, weichen Umrisen durch das Schneegebirge sichtbar wurde. Stehen bleiben und Wurzeln fassen, tief in die warme Erde hinein. Und wissend und süß, daß da unten ewige Kräfte bereit sind, im Frühling das verlebte Laub wieder zu erlesen. Ihr Haupt ist gut, ihr taubler Waldsaum, auch ist das Verwelkte, Abgefallene noch Schutz und Nahrung, mit ihm ist Verlust. Es kommt nicht wieder, ihr könnt stehen und zusehen. Rasch fiel der Schnee von den Zweigen, und eure grünen Knospen leben in Hoffnung. Meine grüne Hoffnung ist aber gefallen. Der Schnee fällt auf den Stumpf und deckt ihn zu. Ich könnte er ihn dauernd zudecken!

Der Mann schüttelte sich, troch in seinen festen Ledermantel zurück und suchte durch den treibenden Schnee den Rastort. Bei dem das Waldhaus stand. Das weiße Treiben war so dick, daß er nicht zu sehen vermochte. Dennoch hielt es ihn auf der Stelle fest, daß er nicht an die Rückkehr dachte. Sein Herz lag in einem feinen, glänzenden Netz, das gespannt war auf dem Glanze zweier, tiefer Blauaugen. Dort unten im Waldhaus, leuchteten sie, so blau und klar, wohl wie einst, aber auf — ihn gerichtet. Aus den Augen, aus dem Sinn . . . Vergessen und verraten . . .

Am späten Nachmittag ließ das Schneefeld nach. Der Wind zog die schweren Schleiern weg, warf nur noch leichte, durchscheinende Spinnweben in die Luft. Dazu kam ein gelblicher Glanz von einer verborgenen Abendwolke, die über die verschneiten Felder. Man konnte vom Waldsaum wieder gehen und das Wald haus sehen.

Die junge Pastorin sah im Studierzimmer ihres Vaters und sah mit großen Blauaugen aus dem Fenster. Krumm und gebückt ging eine Reihe Kropfweiden durch das weiße Feld. Ein paar Rachen streuten gegen Wind und Schnee. Die einzelnen Ähren, die vor dem Buchenwald standen, hatten von der Schneelast die Zweige schlapp am Stamme hängen.

Die Pastorin legte ihre Handarbeit auf das Fensterbrett und stand auf, um besser gegen den Wald sehen zu können. Schlang und blond stand sie vor dem Fenster.

Der Pfarrer räusperte sich.
„Ach, entschuldige — ich verperrere Dir das Licht.“
Er sah von seinem Schreibtisch auf.
„Du? — Wie das Licht verperrert?“

Er lachte beklaglich.
„Lieber, blonder Kell! Du weißt doch Du mir erst das Licht gebracht hast!“
Und er trat ans Fenster, umschlang sie und küßte sie auf den Mund. Sie drängte sich an seine breite Brust, wie ein junges Mädchen an eine hellsonnige Hauswand. Sie standen ganz still, die beiden. Dann schritt er ein paar mal im Zimmer auf und ab. Sie blieb am Fenster zurück. Ihr Herz klopfte.

„Erst!“
„Klein?“
„Was ist da oben vor dem Wald?“
Er kam ans Fenster.
„Wo? Was meinst Du denn?“
„Da oben — heimwärts von den beiden Fichten — steht da nicht noch — jemand? Schon eine lange Zeit steht er da und regt sich nicht.“
Er schaute über ihre Schulter hinweg.

„Kind, das ist ein verschneiter Baumstumpf. Sieh die Kopfweiden weiter unten, die sehen fast gerade so aus. In diesem Schnee nimmt alles etwas phantastische Formen an.“
„Rein, nein!“ beharrte sie und schüttelte leise den Kopf.
„Ja, aber was sollte es denn sein? Du glaubst doch nicht etwa, daß sich dort jemand in aller Gemütsruhe anfrisiert und zuschneien läßt?“
Sie hob zweifelnd die Schultern.

Der Schneewind hatte wieder einen dickeren Flockenschleier erhascht und zerte ihn an dem Waldsaum vorüber. Man sah nichts mehr vom Waldsaum. Das Holz knachte im Ofen. Der Pfarrer ging aus Pfeisendbüchse und nahm eine von den gestopften herunter.

„Weißt Du,“ sagte er zu der Frau, indem er dampfend ans Fenster trat, „was nun zum echten Parazeeferien noch heißt?“
„Nun?“ fragte sie.
„Der warme Ofen ist da, der nach außen abströmende Winter, die blaue Pfarrerin, die Pfeise — nun fehlt noch etwas leise Bräusgeräus.“
„Ein Kanarienvogel?“

„Ja, ein Kanarienvogel mit goldenem Schopf, blauen Augen, rosigem Fell und lustigem Gezwitscher, ein Kanarienvogel, der das Haus mit Trompetenschall und Sidenspergerstimmeln füllt, oder der plappernd einen Puppenball hinter sich dreinschießt, einer, mit dem man wieder auf Eroberungszüge in die Welt fährt, einer — ach, Kleines, — nun blinzelte Deine Augen wieder!“
Er streichte sanft über ihren blonden Kopf.

Der Baumstumpf.

den Kopf. Dann aber packte ihn eine wilde Freude darüber, daß dieser Wunsch bald erfüllt werden würde. Er setzte sich ans Klavier, ließ hier, fünf Bassagen über die Tasten fliegen, hobste allerlei krauses Tongerant hervor, das fröhlich den Raum füllte und endlich ruhig und innig das alte Volkslied trug „Nennchen von Tharau.“

Als er aufhörte, war eine selbstenlange Stille im Zimmer. Draußen weheten nur noch einige Flocken, und bald verschwanden auch die. Es dümmerte. Tiefblau lagen die Berge im blaueisernen Schnee.
„Erst, Erst!“ rief die junge Frau und sprang hoch.
„Was ist?“
„Der Baum da oben, der verschneit — eben ist er umgefallen.“
Der Pfarrer kam ans Fenster.
„Om, es ist also doch ein Mensch. Ich gebe mal hinauf.“
Roch verteilte er den Hausrost mit der Lederdoppel, griff nach dem grauen Sacklapphul und ging die Treppen hinunter. Sie hörte die Haustür klauen, die Gartenpforte klappen und sah ihn dann um den Garten herum kommen und nach dem Berg anstiegen. Sie riß das Fenster auf.

„Soll nicht Friß gleich mitgehen?“
„Warte erst, wenn's nötig ist, warte ich.“
Breit und hoch, eher wie ein Waldmann als ein Pfarrer anzuschauen, trat er durch den Schnee. Nicht mal einen Stock hatte er bei sich. Wenn's nun doch ein anderer war, als der, den sie meinte! Wenn es ein Stramer war! Aber das war unmöglich. Solch einer kam nicht drei Tage hintereinander, stand stundenlang oben am Walde und barrete gegen das Dorf. Es war der eine und kein anderer. Sie hätte es gewußt, auch wenn die Freundin ihr neulich nicht geschrieben hätte, daß er wieder im Lande sei. — Langsam kam der Pfarrer vorwärts. Bis an die Anie trat er durch den Schnee. Trotz der Kälte wurde ihm warm. Wie kann man nur auf einem Fleck so lange im Schnee stehen bleiben, bis man umfällt! dachte er, und schaute nach dem Stromer aus. Denn daß es ein solcher war, stand wohl fest. Jgend ein armer Landstrolcher, den Rot und Schnaps umgehorren hatten. Doch wie er noch daran dachte, sah er dicht vor sich einen Menschen, der sich langsam aus dem Schnee hob.

„Donnerwetter!“ murrete er. „Ledermantel mit Pelz! Also Jäger!“
Die beiden Männer standen sich gegenüber.
„Sie haben sich jedenfalls verirrt?“ fragte der Pfarrer.
Der Fremde schwieg.
„Wir haben Sie von unserem Fenster aus fallen. Ist Ihnen nicht wohl?“
„Doch, doch!“ sprach der andere leise.

„Ich glaube es Ihnen nicht. Kommen Sie ein Weilchen zu uns herein. Eine warme Stube wird Ihnen gut tun.“
Und ohne eine Anmerkung des anderen abzuwarten, griff er ihn unter den Arm.
„Bitte, kommen Sie doch. Ich bin der Pfarrer Neufeld. Wir haben nicht weit zu uns.“

Bei dem Namen sah ihn der Fremde erschrocken an. Er versuchte ein paar Schritte, kam aber ins Taumeln und sank in den Schnee. Der Pfarrer sah nach dem Dorfe und sah Friß, den Knecht, heraufkommen. Sie brachten den Fremden ins Haus. — Nach einer Stunde kam der Pfarrer nach oben.

„Ihr habt länger miteinander gesprochen?“ fragte die Frau.
„Ja. Nachdem der verschneite Baum umgefallen ist, wurde er ganz redlich. Benahme etwas gewaltsam, Scheint ein feiner, kluger Kopf zu sein, ein Doktor Weltkäufer. Ein Naturwissenschaftler, der eine weite Schneebauwerdung gemacht hat und sich wohl dabei übernommen hat. Willst Du ihn nicht begrüßen?“
„Ach? Nein — gewiß nicht!“ rief sie erschrocken.
„Weshalb nicht?“
„Aber bedenke doch — mein Zustand — so ein wildfremder Mann — auch fühle ich mich nicht.“
„So leg Dich ein wenig hin, Kleines! Ich will wieder hinunter zu ihm. Friß soll anspannen und ihn nach der Station schleiten.“
Er kam wieder zu dem Fremden in die Wohnstube.

„Wollen wir nicht noch einen Rogmal nehmen?“ fragte der Pfarrer.
„Danke, nein. Ich fühle mich ganz wohl.“

„Meine Frau läßt sich entschuldigen, sie ist heute ein wenig angegriffen. Lebrigens haben Sie es ihr zu danken, daß wir Sie bemerken. Ich hielt Sie für einen Baumstumpf.“
Und er lachte vergnügt.
„Ich wollte ich war' einer“, murrete der Fremde, sah einen Augenblick vergessend. Gleich hinterdrein aber lachte er gezwungen auf, als habe er einen Scherz gemacht.
Draußen klangen die Schellen auf dem Rücken des Brauen. Der Fremde erhob sich.

„Sie haben mir das Leben gerettet. Ich werde es Ihnen nicht vergessen.“
„Vergessen Sie es bald, aber vergessen Sie uns nicht und kommen Sie einmal wieder, nach der Schneeschmelze.“
„Ich werde leider bald ins Ausland reisen, bin nur auf Urlaub hier. Den deutschen Winter hab ich ja nun gründlich gekostet.“ lächelte er.
„Man muß erst einmal gehörig durchfrieren, um warm zu werden“, sagte der Pfarrer und ging mit ihm vor die Tür.

Der Schlitten fuhr in die Nacht hinein.
Oben stand die Frau, die Hand auf dem klopfenden Herzen, blaß und mit großen Augen. Ob ihr Mann etwas bemerkt hatte?
„Nur!“ schüttelte sich der Pfarrer, als er herein kam. „Es scheint wieder. Dazu eine Hundeballe.“
„Er nahm seine Pfeife und kam ans Licht. Da sah er, wie blaß seine Frau war.“

„Aber, Kind, Dir fehlt doch nichts? Leg dich doch ja hin, Du bist ja ganz freudig.“
„Sie lächelte matt und küßte ihn auf die Stirn. Dann legte sie sich aufs Sofa und ließ sich von ihm zudecken.“
„Lieber, großer Kind! dachte sie. Lieber, guter Junge!“

Verlen.

Wie bei den Edelsteinen nicht die Größe allein den Wert bedingt, hängt auch der Wert einer Perle neben der Größe vor allem von der Farbe und dem Glanz, der Glätte, dem Gewicht ab. Es gibt sandtorngroße, sogenannte Perlsamen, bis hohelnub- und taubeneigroße, grüne, gelbliche, rote, violette, hellblaue, perlweiße und wieder pechschwarze Perlen. Das Perlendical ist eine völlig runde, silberig milchweiße, charakteristisch glänzende, etwas durchscheinende Perle ohne den Farbenscheitel der Perlmutter. Der unbeschreiblich milde Glanz solcher Perlen rührt davon her, daß die Perle das durchgehende Licht zerstreut und zurückwirft, daß dieses wieder austritt und sich mit dem direkt von der obersten Schicht zurückgeworfenen Licht mischt. Je dünner, durchscheinender und farbloser die Perlenscheitel sind, umso herrlicher ist solcher Perlen glanz. Gelingt es, zu einer solchen taubellösen Perle gleichgroße Perlen von ebenbürtiger Schönheit zu finden, dann hat jede der Perlen erhöhten Wert.

Man hat für eine einzige Perle Hunderttausende bezahlt. Die Perle, die Kleopatra bei einem Antonius zu Ehren veranlaßten Prunkmahl in Eßig aufgelöst getrunken haben soll, wurde mit 1½ Millionen bewertet. Julius Cäsar schenkte die Mutter des Brutus eine Perle, die über 900.000 Dollars gekostet hatte. Die berühmte Perle „Perlegrina“, die Diego de Zemea im Jahre 1579 an den Hof Philipps II. gebracht hatte, wurde vom Hofjuwelier auf 100.000 Dukaten geschätzt. Eine der herrlichsten Perlen aus neuerer Zeit befindet sich in der Parlatienammlung der Kaiserin Alexandra in Moskau. An 28 Karat schwer, völlig rund und unbedeckter, von schönstem Silbertglanz, gleitet sie auf einem feinem Blattstange wie eine große Quecksilberkugel hin und her.

Die reichsten Perlensammler der Welt befinden sich bei Ceylon, an der Westküste der Insel und den Riffen des gegenüberliegenden Festlandes, im Persischen Golf, im Roten Meer, an den Inseln des Großen Ozeans, an der kalifornischen Küste und im Meerbusen von Mexiko und Panama. Die schönsten Perlen kommen von Ceylon. Es hört sich wie eine Schilberung aus dem Goldwäckerleben an, wenn man über die Perlfischererei an dem ungesunden, sonnendurchglühften Ghatte Ceylons liest. Von allen Gegenden kommen auf den Ruff der Regierung die Tauchergewichte herbei. Tausende und tausende Menschen strömen zusammen. Im Ru erhellen sich die Zelte und Buden all der Händler und Verkäufer. Abenteuerer, Gaukler, Diebe treibt die Mühsücht auf Gewinn herbei. Ein Kriegsfahrzeug zu Wasser, Soldaten auf dem Lande übermachen den Fang und die Ausladung der Muscheln. Reiche Jünger auf prächtigen Tragesseln unter kostbaren Sonnenschirmen setzen dem bunten Treiben zu. Die in kleine Haufen verteilten Muscheln werden öffentlich versteigert. Nach Maßgabe der Mittel feigert alles mit, auch die Soldaten. Um ein paar Groschen erhebt der eine ein halbes Duzend Muscheln und findet dann vielleicht eine kostbare Perle; ein anderer opfert ein paar Pfund Sterling für einen großen Muschelhaufen und geht leer aus. Ein wahres Lotteriefpiel.

Um welche Summen es sich bei der Perlfischererei handelt, möge daraus hervorgehen, daß sich allein der Ertrag der Perlfischererei im Persischen Golf, der heute freilich kaum mehr den zehnten Teil des früheren ausmacht, auf 300 Millionen Pfund Sterling belief. Ganz verhältnismäßig dagegen ist der Ertrag aus der Gewinnung der Perlen der Flugperlmuschel, deren Fischer in Sachsen noch heute Regel ist, aber kaum die Betriebskosten deckt. Vom Mai bis zum September läßt in Schottland die Fischer die Perlenfischererei aus. Es werden da alljährlich für etwa \$15.000 Perlen gefunden.

— Von dem tragischen Ende eines einst beliebten Londoner Schauspielers wird aus Vorläufe berichtet. Henry John Webb, der als Henry Webb Darleish zuletzt am Garrick-Theater tätig war, beging Selbstmord, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, ein Engagement zu erhalten. Man fand den Toten im Eingang eines Hofes und identifizierte ihn mit Hilfe eines Briefes, den er bei sich hatte. Dieses Schreiben war von dem Leiter des genannten Theaters an Webb gerichtet und enthielt den abschlagigen Bescheid auf sein letztes Gesuch. Mr. Bouchier bedauerte, ihm in dem neuesten Repertoirestück keinen Platz mehr geben zu können. Mit Weisheit hatte der Empfänger darunter geschrieben: „Wieder eine Enttäuschung. Es ist zu Ende! Wenn ich gegangen bin, dann werde ich es erfahren, wie fern von allen, die ihm einst zugejubelt, vergessen von fremden Kameraden, ein armer, alter Mann, an Leib und Seele gemartert, von Tod erlosch.“

Die „französische libertet“.

Die kernige deutsche Liselotte, Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geborene Prinzessin von der Pfalz, aufricht sich u. a. in einem Briefe vom Jahre 1682 an die Herzogin Sophie folgendermaßen über ihre Eindrücke vom französischen Wesen:

„. . . Auch will ich E. L. woll recht gesehen: alles ist nicht gold was glanz, und was man nicht von der französischen libertet prälen mag, so sieht alle divertissementen so gezwungen und voller constraint, daß es nicht aufzupredigen ist, und über das so bin ich, seiber ich hier im Lande bin, so viel schief machen gewohnt, daß, wenn ich einmahl wieder ahn einem ort sein könnte, wo die folscheit nicht so sehr regiert und die Lügen nicht in Schwang sein und abprobiert werden, so würde ich glauben, ein paradies gefunden zu haben . . .“

Freilich, sie sieht das Treiben rund um den „Sonnenkron“ gewiß etwas einseitig; noch 28 Jahre später schreibt sie an ihre Großmutter: „. . . ich habe noch allzeit ein teufliches Herz und gemüthe . . .“ Eine Einseitigkeit, die vorbildlich bleibt für alle Deutsche, die ins Ausland verloren gehen.

Die „französische libertet“.

„Sie haben sich jedenfalls verirrt?“ fragte der Pfarrer.
Der Fremde schwieg.
„Wir haben Sie von unserem Fenster aus fallen. Ist Ihnen nicht wohl?“
„Doch, doch!“ sprach der andere leise.

„Ich glaube es Ihnen nicht. Kommen Sie ein Weilchen zu uns herein. Eine warme Stube wird Ihnen gut tun.“
Und ohne eine Anmerkung des anderen abzuwarten, griff er ihn unter den Arm.
„Bitte, kommen Sie doch. Ich bin der Pfarrer Neufeld. Wir haben nicht weit zu uns.“

Bei dem Namen sah ihn der Fremde erschrocken an. Er versuchte ein paar Schritte, kam aber ins Taumeln und sank in den Schnee. Der Pfarrer sah nach dem Dorfe und sah Friß, den Knecht, heraufkommen. Sie brachten den Fremden ins Haus. — Nach einer Stunde kam der Pfarrer nach oben.

„Ihr habt länger miteinander gesprochen?“ fragte die Frau.
„Ja. Nachdem der verschneite Baum umgefallen ist, wurde er ganz redlich. Benahme etwas gewaltsam, Scheint ein feiner, kluger Kopf zu sein, ein Doktor Weltkäufer. Ein Naturwissenschaftler, der eine weite Schneebauwerdung gemacht hat und sich wohl dabei übernommen hat. Willst Du ihn nicht begrüßen?“
„Ach? Nein — gewiß nicht!“ rief sie erschrocken.
„Weshalb nicht?“
„Aber bedenke doch — mein Zustand — so ein wildfremder Mann — auch fühle ich mich nicht.“
„So leg Dich ein wenig hin, Kleines! Ich will wieder hinunter zu ihm. Friß soll anspannen und ihn nach der Station schleiten.“
Er kam wieder zu dem Fremden in die Wohnstube.

„Wollen wir nicht noch einen Rogmal nehmen?“ fragte der Pfarrer.
„Danke, nein. Ich fühle mich ganz wohl.“

„Meine Frau läßt sich entschuldigen, sie ist heute ein wenig angegriffen. Lebrigens haben Sie es ihr zu danken, daß wir Sie bemerken. Ich hielt Sie für einen Baumstumpf.“
Und er lachte vergnügt.
„Ich wollte ich war' einer“, murrete der Fremde, sah einen Augenblick vergessend. Gleich hinterdrein aber lachte er gezwungen auf, als habe er einen Scherz gemacht.
Draußen klangen die Schellen auf dem Rücken des Brauen. Der Fremde erhob sich.

„Sie haben mir das Leben gerettet. Ich werde es Ihnen nicht vergessen.“
„Vergessen Sie es bald, aber vergessen Sie uns nicht und kommen Sie einmal wieder, nach der Schneeschmelze.“
„Ich werde leider bald ins Ausland reisen, bin nur auf Urlaub hier. Den deutschen Winter hab ich ja nun gründlich gekostet.“ lächelte er.
„Man muß erst einmal gehörig durchfrieren, um warm zu werden“, sagte der Pfarrer und ging mit ihm vor die Tür.

Der Schlitten fuhr in die Nacht hinein.
Oben stand die Frau, die Hand auf dem klopfenden Herzen, blaß und mit großen Augen. Ob ihr Mann etwas bemerkt hatte?
„Nur!“ schüttelte sich der Pfarrer, als er herein kam. „Es scheint wieder. Dazu eine Hundeballe.“
„Er nahm seine Pfeife und kam ans Licht. Da sah er, wie blaß seine Frau war.“

„Aber, Kind, Dir fehlt doch nichts? Leg dich doch ja hin, Du bist ja ganz freudig.“
„Sie lächelte matt und küßte ihn auf die Stirn. Dann legte sie sich aufs Sofa und ließ sich von ihm zudecken.“
„Lieber, großer Kind! dachte sie. Lieber, guter Junge!“